

VI, 75

1.976.

* 2te Tage nach, von Herrn Friedrich
Wilhelm von Mandelstorf, Lieute-
nant bey Prinz Clemens Regiment.
oder von Herrn Friedrich August
von Liebenow, Lieutnant bey dem
nämligen Regiment.

Widerlegung

der

im teutschen Merkur im Monat Junius
und Julius des 1785. Jahres
eingerückten

Beobachtungen eines Wanderers
durch Teutschland

das

Sächfische Kriegswesen

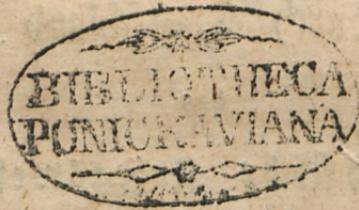
Betreffend.

von einem

Churfächfischen Infanterie Officier.*

Langensalza, 1787.

bey Johann Siegmund Zolling.



Die Freyheit, mit welcher man jezo jede Sache beurtheilet und seine Gedanken öffentlich bekannt macht, ist oft viel zu groß. Man bedient sich derselben nicht nur bey gleichgültigen und gelehrten Materien, wo ein jeder denken und schreiben kann, was er will; sondern man vergreift sich auch öfters an Sachen von denen man allezeit mit einer gewissen Bescheidenheit schreiben und urtheilen sollte. Diese zügellose Freyheit will man mit dem Namen der Publicität entschuldigen, von welcher man behauptet, daß solche in unsern aufgeklärten Zeiten erlaubt seyn müsse: Aber bald wird man auch die größten Satyren, welche man auf ganze Nationen ausgestreuet hat, damit entschul-

digen; Man darf ihr nur den Namen einer Reisebeschreibung oder kleinen Wanderung beylegen.

Ich verkenne die Vortheile nicht, welche uns eine gewisse Freyheit im Schreiben verschafft hat, und weiß sehr wohl, daß wir ihr die Ausrottung des eingewurzelten Aberglaubens und der verjährtesten Vorurtheile größten Theils zu danken haben; Aber eben so bekannt ist es mir auch, daß keine Freyheit in der Welt mehr gemißbraucht wird, als diese. Nur zu oft ist schon an die Stelle des ausgerotteren Aberglaubens, Unglaube versetzt worden! Nur zu oft haben die überwundenen Vorurtheile neuen Irrthümern blos Platz gemacht!

Unter der unglaublichen Menge von Schriftstellern, welche bald aus Hunger oder langer Weile, bald aus Ehrbegier:
de

de' oder Muthwillen, selten aber in der Absicht, der Welt nützlich zu seyn, die Feder ergreifen, zeichnen sich ganz vorzüglich die Reisebeschreiber durch ihre Dreistigkeit aus, mit welcher sie alles, sie mögen es verstehen oder nicht, beurtheilen, und öfters haben sie keinen andern Endzweck bey ihrer Arbeit, als, solche zum Ersatz ihrer Reisekosten, der Presse zu übergeben und sich zugleich für alles unangenehme, was ihnen in diesem oder jenem Lande begegnete, zu rächen.

Für diejenigen würdigen Männer, welche ohne alle Vorurtheile mit sattsamer Kenntniß und mit einem tiefblickenden Beobachtungsgeiste gereist und ihre gründliche Beobachtungen der Welt geschenkt haben, habe ich nicht nur die größte Hochachtung, sondern verdanke ihnen auch manche angenehme Stunde, wenn ich ihre gründlichen Bemerkungen lese.

Diejenigen aber, welche diese einem reisenden Beobachter erforderlichen Eigenschaften nicht besitzen, gleichwohl aber sich über jede fremde Sitte, Kleidung, Einrichtung etc. so gerne lustig machen, verrathen nicht nur öfters ihre Unwissenheit, sondern verdienen auch, daß man sie mit Verachtung bestraft. Die mehresten dieser Art Schriftsteller haben vorzüglich zwey Fehler: Erstlich daß sie in fremden Landen alles eben so erwarten, wie es in dem ihrigen ist, und ihre Nation, ihr Militär, ihre Sitten, ihre Landes-Verfassung, ohne eine unparteyische Untersuchung allezeit vorzuziehen pflegen. In ihrem Lande sind die Kinder in der Wiegen schon Rekruten, daß es im Auslande nicht auch so ist, ist also ein Fehler; Die Finanz- und Policei-Einrichtung ihres Landes stimmt nicht völlig mit der fremden, welche sie mit der
ihri:

ihrigen zu vergleichen angefangen haben, überein; und das ist schon hinreichend letztere zu verwerffen. Sie gehen auf die Parade einer fremden Nation und sehen ein Militär, das eine andere Farbe der Montur, einen andern Schnitt des Rocks, eine andere Aufsteiffung des Huths, kleinere Tamburspiele, wie das ihrige hat, und sie sind für Erstaunen ganz außer sich. Die Farbe des fremden Militärs scheint ihnen nicht männlich, die Röcke sitzen nicht gut, die Hüthe kleiden übel, die Tamburspiele haben einen heisern Klang und alle fremde Soldaten sind überhaupt im Durchschnitte um einen ganzen Kopf kleiner, wie die ihrigen.

Es ist wahr, jeder Mensch hat eine angebohrne Liebe zu seiner Nation und zu seinen Vaterlande; aber eben deswegen muß jeder vernünftig Reisender bey

einer solchen Vergleichung gar sehr auf seiner Huth seyn, daß nicht bloße Vaterlandsliebe den Ausschlag darbey giebt; sonst wird er zwar mit einem größern Nationalstolz, aber nicht mit mehreren Kenntnissen zurück kehren.

Der zweyte wichtige Fehler dieser Reisenden ist dieser, daß sie ihre Nachrichten und Anekdoten öfters aus unreinen Quellen schöpfen. Der Postillion, der Gastwirth, Friseur und Barbier, welche ohne dieß sehr gesprächig sind, diese sind die Leute, die unsern Reisenden für sein Geld nicht nur aufwarten, sondern auch, wenn sie ihren Mann finden, ihm mit der größten Dienstwilligkeit eine unglaubliche Menge, größten theils erdichteter Anekdoten, aufheften. Sorgfältig samlet öfters ein solcher Reisender dieses alles und vermehret diese Sammlung

ung durch die Erzählungen dienstfertiger Marqueurs oder zahloser Müttergen.

Aus diesen allen nun schließt er auf den Character der Nation, auf ihre Landesverfassung und auf ihr Kriegswesen, tadelt und verbessert nach seinem eigenen Kopfe und nun — ist die Reisebeschreibung fertig. Gelesen wird sie gewiß, auch wohl gar in sonst berühmte und gute Journals eingerückt: denn die Publicität ist heut zu Tage erlaubt, und entschuldiget alles.

Am allerwenigsten sollten diejenigen ihre Beobachtungen auf Reisen bekannt machen lassen, welche blos ihrer Gesundheit wegen, zur Veränderung der Luft genöthiget werden und überall einen kränklichen Körper mit sich herumschleppen. Wie können solche Leute richtige Beobach-

bächter seyn, da die Empfindungen ihres schwächlichen Körpers auf ihre Seele und auf ihre Beurtheilungskraft gar öfters den größten Einfluß haben müssen?

Gleichwohl aber, (man wird es mir kaum glauben) sind vor noch nicht gar langer Zeit die Beobachtungen eines solchen Mannes, welcher das Unglück hat, einer der größten Hypochondristen zu seyn und der zugleich Zeit von einem lächerlichen Nationalstolz ganz beherrscht wird, in ein Journal eingerückt worden, in welchen man sonst nur gründliche und ausgesuchte Stücke zu finden gewohnt war.

Man lese die Briefe der kleinen Wanderung durch Teutschland aus Dresden, welche die Ehre genießen im teutschen Merkur (1785. im Junio und Julio) eingerückt zu seyn.

Noch

Noch ist es mir unbegreiflich, wie der Herr Herausgeber diese Briefe, in welchen so viel unwahres enthalten ist und so viel nachtheiliges von der Sächsischen Nation, vorzüglich aber von den Sächsischen Kriegswesen, gesagt wird, hat bekannt machen können. Ich kann mir nicht anders vorstellen, als der Herr Herausgeber muß diese Briefe, wenigstens doch den 28ten nicht, mit der gehörigen Aufmerksamkeit durchgelesen haben, weil er vielleicht glaubte, daß dieselben eben so gut und angenehm zu lesen wären, als die erstern, in welchen so viel ich weiß, keine solche ungegründete und beleidigende Urtheile enthalten sind.

Würde er es sonst wohl gewagt haben von einer Armee, deren vortrefliche Verfassung jezo überall bekannt genug ist, die der große Friedrich und sein großer

Der Bruder Heinrich selbst mit ihrer Achtung beehren und welche der Durchlauchtigste Bruder seines regirenden Landes Herrn, Prinz Constantin von Weimar, noch kurz zuvor sich erwählet hatte, um sich in derselben zu einem erfahrenen Heerführer zu bilden, so viel Nachtheiliges der Welt bekannt zu machen?

Jeder rechtschaffener Sachse, welcher die Verfassung seines Landes, seinen vortreflichen Landesherrn und dessen auserlesenes Kriegsheer genungsam kennet, wird die Beobachtungen des Verfassers größtentheils ungegründet finden und mit gerechter Verachtung bestrafen. Daß man aber die Verachtung so weit treibt, diese von unserer Armee gesagten Unwarheiten nicht einmal einer Widerlegung zu würdigen, billige ich aus zwey Ursachen nicht. Erstlich müssen wir befürchten, Daß

daß der überall ausgebreitete Ruhm des
 Herrn Herausgebers und sein uns näher
 Aufenthalt unserer Ehre, wenigstens doch
 bey den Ausländern, nachtheiliger seyn
 möchte als selbst die ungereimtesten Ur-
 theile des Verfäfers, welche sich zum
 Theil selbst widerlegen. Die zweyte Ur-
 sache ist diese. Der Herr Herausgeber
 wurde von einigen Sächsischen Freunden
 über die Bekannmachung dieser Briefe
 zur Rede gesetzt. Anstatt aber ein Ver-
 sehen oder eine Uebereilung bey Bekann-
 machung dieser Briefe einzuräumen, su-
 chet er sich dadurch noch zu rechtfertigen,
 daß er behauptet, er kenne den Verfäfer
 als einen vernünftigen Mann und gründ-
 lichen Beobachter und könne nicht glau-
 ben, daß in diesen Briefen Beleidigun-
 gen und Unwahrheiten enthalten wären.
 Man möchte ihn davon überführen und
 er würde einer solchen Widerlegung gleich-
 falls

falls eine Stelle in seinen Journal einräumen. Mit dem übrigen Theil der Rechtfertigung des Herrn Herausgebers, welche sich auf die Vortheile der Publicität beziehet, will ich mich nicht abgeben.

Lange genug wartete ich, daß ein anderer diese kleine Arbeit, welche die Frucht einiger langweiligen Stunden ist, über sich nehmen sollte: aber bis jetzt ist mir noch nichts davon bekannt worden. Ich hoffe von unpartheyischen Lesern eine gütige Nachsicht in diesem Erstling meiner Feder; besonders deswegen, da mich keine andere Ursache zum Schreiben bewogen hat, als die gekränkte Ehre meiner Nation und meines Standes. Ich werde mich daher, um nicht zu weitläufig zu werden, auch auf nichts anders einzulassen, als was sich auf diese Gegenstände

de

de beziehet; denn ich will einem Patrioten von Civilstande nicht vorgreifen und dem Verfasser das Verdienst, das schon so oft beschriebene Dreikden auch erträglich geschildert zu haben, nicht zu entreißen suchen.

Schon ein bloßer Hypochondrist muß als Beobachter allezeit verdächtig seyn. Ueber die geringste Kleinigkeit können sich diese Art von Kranken aufbringen und ärgern. Jeder Handlung schreiben sie eine böse Absicht zu und jede Sache betrachten sie von einer ganz verkehrten aber immer von der nachtheiligsten Seite. Daß aber der Verfasser von dieser Krankheit bisweilen starke Anfälle hat, beweisen nicht allein viele seiner Briefe sondern auch die von dem Herausgeber unter die 272ste Seite im 7den Stück im Julio gemachte Note. Ferner macht ihn
der

der größte Nationalstolz, den nur ein
 Preuze haben kann und zugleich eine zür-
 gellose Begierde, beständig wißige Ein-
 fälle anzubringen, zu einem unbilligen und
 unrichtigen Beobachter. Vorzüglich schei-
 net er der Sächsischen Nation gram zu
 seyn und läßt keine Gelegenheit vorbe-
 gehen, wo er den Character derselben
 brandmarken kann. Z. B. lese man fol-
 gende Stelle in dem 7den Stück auf der
 40sten Seite: „Es liegt schon in dem
 „Character der Sachsen, daß sie weniger
 „freymüthig sind und ihr Mißfallen an
 „etwas lieber durch Achselzucken als durch
 „Worte auslassen, über dieses drückt ih-
 „nen ihre gewöhnliche Vaterlandsliebe
 „die Augen gegen manches zu, was einer
 „scharfen und freymüthigen Untersuchung
 „und Rüge bedürfte; Und eine gewisse
 „Schüchternheit, die mit dem kleinsten
 „Worte zu beleidigen fürchtet, ist ihnen
 „gleich;

„gleichsam angebohren, doch ist dies nur
 „der Fall, wenn der, den sie durch Frey-
 „müthigkeit zu beleidigen fürchten, in
 „der Nähe ist. Ist er aber entfernt
 „und kan ihnen nichts schaden, so werden
 „sie auf einmal muthig und stürzen alles
 „warm über ihn her, was bis daher tief
 „in ihren Innern unter dem Mantel der
 „Freundschaft verborgen blieb.“ Wäre
 dieses alles so wahr, wie es der Verfasser
 unverschämt behauptet, so würde ich das
 Bekännniß ein Sachse zu seyn, niemals
 ablegen und das Laster der Falschheit
 würde bey unserer Nation im höchsten
 Grade eingewurzelt seyn. Aber ich ge-
 traue mir zu behaupten, daß dasselbe
 in keinen stärkern Grade als bey andern
 Nationen und selbst bey der Preussischen
 vorhanden ist. Es sind der Windbeutel,
 der hinterlistigen und falschen Menschen

in den jetzigen Zeiten überall genung anzutreffen.

Daß aber der Sachse nicht sogleich auffährt und um sich schmeißt, rührt keinesweges von einer gewissen Furchtsamkeit, welche denen Sachsen nicht bekant ist, sondern von einer größeren Vorsichtigkeit und feinern Lebensart her. Denn durch ein härteres Betragen fürchtet man nicht den Begner sondern die Gesellschaft zu beleidigen und zu stöhren. Uebrigens kann man gewiß glauben, daß wir hellsehende und verständige Männer unter uns genung haben, welchen die Gebrechen und Mängel unserer Landesverfassung, sehr wohl bekant sind, aber sie jeden Fremden, der vielleicht ein Spion oder ein Reisebeschreiber ist, auf die Nase zu binden, stimmt nicht allemal mit der gehörigen Klugheit und mit unserer Vaterlands:

landsliebe überein, würde auch zur Verbesserung der Landesverfassung gar nichts beytragen.

Die Liebe, witzige Einfälle anzubringen, verleitet den Verfasser zu der Erzählung mancher Geschichte, unter andern der mit dem Hufeisen der Statue Königs August des Starken. Man erlaube mir diese und mehrere Stellen auszuschreiben, damit ich von denenjenigen verstanden werden kann, welche den Teutschen Merkur nicht bey der Hand haben. „An einem der Vorderfüße des Pferdes,“ (sagt er Stes Stück Seite 260.) „ist ein Hufeisen los,“ (Der Verfasser hat recht gesehen, es ist dieses aber mehr einer Nachlässigkeit, als dem lächerlichen Bewegungsgrunde, den er angiebt, zuzuschreiben.) „Einem Preussischen Soldaten, der hier auf der Post stand, stachen die schönen goldnen Nägel,“

B 2

„gel,

„gel, welche er für gediegenes Gold hielt,
 „in die Augen und bekam Lust es los-
 „zuschlagen und zu verkauffen, aber er
 „ward über der Arbeit ertappt und man
 „jagte ihn 6. mal durch die Spitzruthen,
 (So weit die Geschichte, nun aber eine
 Erfindung des Verfassers) „diese Strafe
 „war den patriotischen Sachsen für das
 „heillose Attentat auf das Hufeisen des
 „königl. Koses nicht schwer genug; Sie
 „ließen daher das Hufeisen ohne Nägel
 „bis auf den heutigen Tag und jedes alte
 „Müttergen, (der Verfasser mag wohl
 viele solcher Anekdoten denenselben zu dan-
 ken haben) „beweiset damit, und jedes
 „Kind weiß es, daß die Preußen unge-
 „zogene Leute sind, die weder Gott noch
 „den König achten. „

Der Verfasser muß keinen Begriff
 von der Strenge der Kriegsgesetze haben,
 wenn

wenn er glaubt, daß die Strafe von 6 mal Gaßenlauffen wirklich hinreichend sey einen Soldaten zu bestrafen, der sich auf der Schildwacht an etwas oder gar an denjenigen vergreift, zu dessen Sicherheit und Bewachung er hingestellet ist. Glücklich wären wir, wenn wir keine andere Ursache hätten über die zügellosen Frevel der preussischen Freyhenteer aufgebracht zu seyn und keine andere Erinnerung als diese an jenen blutigen Krieg, in welchen unser Land der Hauptschauplatz war, und von gleich grausamen Feinden und Freunden um die Wette verwüstet wurde.

Aus dieser elenden halb erdichteten Geschichte mit dem Hufeisen kann sich der Verfasser so weit verleiten lassen einen Characterzug der Sächsischen Nation zu entwerfen. „Diese kleine Anekdote „ (sagt

er) „setzt einen Characterzug, der Ehre
 „sachsen, den sie mit den Franzosen gemein
 „haben, ins helleste Licht, ich meine die
 „Liebe zu ihren Landesherren, er mag groß
 „oder klein seyn, mag als Vater des Va-
 „terlandes Verdienste um seine Untertha-
 „nen haben oder nicht.“

Es zeigt nicht den besten Character
 an, wenn man einer vernünftigen und
 cultivirten Nation, aus ihren schönsten
 Characterzug, nehmlich der Liebe und
 Treue gegen ihren angebohrnen Fürsten,
 einen Fehler aufzubürden in Stande ist,
 blos um seinen Witz den Zügel schießen
 lassen zu können. Die Vergleichung un-
 serer Nation mit den leichtsinnigen Fran-
 zosen schickt sich hieher gar nicht. Denn,
 Gott sey Dank! noch ist unsere Geschich-
 te (von welcher aber dem Verfasser wohl
 wenig bekannt seyn mag) mit keinen Kö-
 nigsmord, Empörung und Verrätheren,
 welches

welches alles in der französischen Geschich:
te nicht selten anzutreffen ist, besiehet.

Noch nicht mit dieser abermaligen
Brandmarkung unsers Characters zufried:
den, erzehlt er noch eine andere Geschich:
te zu unsern Nachtheil. Seine Absicht
uns bey andern Nationen in Verach:
tung zu bringen leuchtet daraus eben
so deutlich hervor, wie seine wenige Log:
gie. Man überzeuge sich selbst und lese
Seite 269. „Aber hier ist eine Parodie
zur Anekdote mit dem Hufeisen. Ich
„habe oben gesagt, daß einmal von einem
„Küchen:Wagen eines Königs oder Chur:
„fürsten die Silberkiste gestohlen wurde,
„(Diese Geschichte ist vor etlichen Jahren
erst vorgefallen, doch ist es, glaube ich,
noch nicht erwiesen, ob die Kiste vom Wa:
gen wirklich abgeschnitten oder ob durch
das heftige Fahren die Stricke, womit

die Küste befestiget, entzwey gerieben und
 selbige von Wagen herunter gefallen ist)
 „Man brachte den Dieb heraus, ein ur-
 „sprünglich sächsischer Unterthan, der sei-
 „nen Landesherrn bestohlen hatte. Der
 „Hufeisendieb war Grenadier unter einem
 „Westphälischen Regimente. Man weiß
 „daß der Abschaum aller liederlichen aus
 „der ganzen Armee unter dieses Regiment
 „gestecket wird, denn kein ehrlicher Pom-
 „mer oder Märker stiehlt nicht, (Ein schö-
 „nes Compliment für die westphälische
 „Inspection! Uebrigens hat der Verfasser
 recht: denn der Pommer und Märker
 stiehlt freylich so lange er ehrlich bleibt
 eben so wenig, als der ehrliche Sachse
 oder Thüringer). „Das Hufeisen gehör-
 „te einem Fremden der längst todt war,
 „die Silberküste dem eigenthümlichen Lan-
 „desfürsten. Der Dieb war ein Innlän-
 „der und nun ziehe man die Bilanz. „
 Ich

Ich frage unpartheyische Leser, was das Resultat aus der Zusammenziehung der Bilanz seyn soll? Fast scheint es, als wenn der Verfasser die ganze Sächsische Nation in dem Verdacht der Dieberey bringen wolte. Keinem vernünftigen Sachsen ist es noch eingefallen von der verwegenen That des westphälischen Grenadiers einen solchen einfältigen Schluß auf die ganze preussische Nation zu machen, der nur in den hypochondrischen Gehirne des Verfassers entstehen konnte. Gleichfalls ist es noch niemand im Sinn gekommen die Treue der Preußen gegen ihren König verdächtig zu machen, so wie es der Verfasser durch die Erzählung der gestohlenen Silberkiste eben versucht hat. Wem solte wohl so etwas einfallen? Das dritte Wort in dem Munde eines Preußen ist ja allemal: Mein König!

B 5

Nicht

Nicht die Liebe, für die Fehler und Schwachheiten unserer Regenten, welche wir freylich nie anders als Menschen betrachten, sondern die Treue unserer Nation gegen ihre Personen ist ohne Grenzen, ja fast ohne Beyspiel. Man erinnere sich des kläglichen Zustandes unserer kleinen Armee im Pirnaischen Lager, mit welcher Standhaftigkeit sie sich allen Ungemach unterwarf und den grausamsten Hunger ertrug, so lange sie noch auf fremde Hülfe hoffen durfte, und als diese Hofnung verschwunden war, mit welcher Entschlossenheit diese ausgemergelten Krieger ihre Befreyung versuchten und wirklich über die Elbe gingen. Gewiß würde ein glücklicher Erfolg ihren Muth gekrönet haben, hätten nicht die Elemente selbst für den Feind gestritten und allen Widerstand unnütze gemacht. Mit welchem Unwillen strekten diese ausgehungerten

gerten Soldaten das Gewehr und verwarffen die glänzenden Versprechungen und Dienste eines Königes, der schon damals die Bewunderung der halben Welt war. Der Officier erwählte lieber das traurige Schicksal ohne Dienst und Tractament zu leben. Nur sehr wenige liesen sich durch die Hoffnung, ihr Glück zu machen, verführen, ihren unglücklichen König untreu zu werden und schwuren zu Friedrichs Fahne und dieses waren noch darzu größtentheils Ausländer. Der Gemeine aber wurde mit Gewalt zum Preussischen Dienst gezwungen, bey der ersten Gelegenheit aber gieng er davon und flohe in ein ihm ganz fremdes Land, mehr als 150. Meilen von seinen Vaterlande. Dasselbst, in Ungarn, versamleten sich die treuen Sachsen und schon nach Verlauf eines Jahres befanden sich schon von der bey Pirna 15000. Mann starcken

fen Armee wieder 10000. Mann unter dens
Waffen, und gingen mit Freuden wider
die Feinde ihres Landes Herrn und deren
Allürten zu Felde; sie machten daselbst,
bey der Französischen Armee, zur immer
währenden Ehre der Sächsischen Nation,
durch ihre Tapfferkeit, sich auch bey den
Ausländern, berühmt. In den neuern
Zeiten kann das, 1782. gehabte Lager
bey Pillnitz, zu einem ähnlichen Beweis
se von der Treue unserer Soldaten die-
nen. Die Armee, welche 24000. Mann
stark war, campirte daselbst 14 Tage
und obungeachtet die Böhmische Grenze
nur etliche Stunden von dem Lager ent-
fernet war, auch Kaiserl. Ueberläuffer
zu unterschiedenen malen auf unsere Fah-
nen Wachten ankamen, so hatte doch die
Armee in dieser Zeit nicht einen einzigen
Ausreißer.

Man schreibt zwar unsere geringe
Deser-

Desertion größtentheils immer der Ursache zu, daß wir wenige Ausländer hätten, aber dieses ist nicht völlig gegründet, denn manche Regimenter haben deren mehr als man glauben sollte. Ueberdem haben unsere Landesfinder, welche zu Soldaten ausgehoben werden, wenig oder nichts zu verlieren, aber mehr als irgend eine Nation Neigung sich in der Welt umzusehen und sich etwas zu versuchen: Daher man auch unter allen Nationen und in Ost- und Westindien Sachsen findet.

Eine Menschenfreundliche Behandlung, und der völlige Genuß einer edlen Freiheit, welche sie fast vor allen Truppen voraus haben, diese sind die Hauptursachen unserer wenigen Desertion. Diejenigen aber, welche wirklich desertiren, gehen entweder eines verweigerten Trauscheins, gemachter Schulden wegen, oder aus Neigung, sich etwas zu versuchen.
davon,

davon, niemals aber aus einer begründeten Beschwerde. Das sichere und gewisse Mittel, alle Desertion auf einmal abzuschaffen aber wäre freylich, erstlich eine bessere Bezahlung des Gemeinen Mannes, zweytens, ein allgemeiner Vertrag aller Monarchen und Fürsten, keinen Ueberläuffer in Schutz zu nehmen, am allerwenigsten aber, ihnen Reisegelder, Pässe oder Dienste zu geben.

Ich komme nun zu den Beobachtungen des Verfassers selbst. Schon im währenden Einfahren durchs Weiße Thor fängt er dieselben an und bemerkt sogleich, daß die Festungswerke der Neustadt sehr vernachlässiget sind. Man muß sich über den schnellen Beobachtungsgeist des Verfassers verwundern! Was wird uns dieser sonderbare Mann nicht noch alles entdecken, wenn er seinen Stab noch weiter, vielleicht nach den veränderten Wien, setzen

gen sollte, wie er Willens zu seyn scheinet!

Ich weiß zwar nicht eigentlich, was er im Vorbeyfahren von dem Festungswerken hat sehen können; So viel aber kann ich meinen Lesern versichern, daß diese Beobachtung ganz falsch ist. Seit 1778. sind die Festungswerke von Alt- und Neu-Dresden in den besten Vertheidigungsstand und man beschäftigt sich noch jährlich die Vorstädte der Altstadt mit Fleischen, Reduten und wichtigen Schanzen zu umgeben, die es vielleicht mit der Zeit zu einem andern Schweidniß machen dürften, welches auf eben diese Art, nach und nach, zu der wichtigen Festung wurde, die es jezo ist.

Der Verfasser behauptet ferner, Dresden sollte niemals eine Festung seyn. Nicht etwa weil es zu groß und eine ganze Armee

mee zur Vertheidigung braucht, oder, weil etwan die Lage nicht bequem genug ist: sondern weil es so viel schöne Häuser und Palläste hat und die Residenz des Churfürsten ist.

Nach meiner wenigen Kenntniß wäre es freylich besser, wenn Dresden keine Residenz wäre, weil es nicht in der Mitte des Landes liegt: Aber eine Festung muß es unumgänglich seyn. Denn seine Lage an einen schiffbaren großen Strom und die nahe Grenze macht es zu allen Zeiten zum wichtigsten Waffenplatz unserer Armee, der Krieg mag in Böhmen oder Sachsen geführet werden. Es muß die einzige Zuflucht unserer kleinen Armee seyn, wenn sie von der vielmal stärkern Armee des einen furchtbaren Nachbarn zurück gedrängt wird, und diese muß sich darinnen so lange zu halten suchen bis uns unser anderer fast eben so mächtiger Nachbar

Nachbar freundschaftlich zu Hülfe eilet.
 Groß genug ist es gewiß unsere Armee
 zu fassen. Das Schicksal unsers Landes
 und unserer Armee und vielleicht der Aus-
 gang des ganzen Krieges dürften auf diesen
 Fall wohl davon abhängen, was alsdenn
 unter den Kanonen von Dresden oder
 doch in der Nähe desselben vorkommen wird.
 Was würde es auch wohl der Stadt hel-
 fen, wenn sie aller ihrer Festungswerke
 beraubt würde: würde es nicht der Feind
 sogleich zu seinen Waffenplatz zu machen
 suchen, Magazins darinnen anlegen und
 sich dadurch zum Herrn von der Elbe ma-
 chen. Wie schwer würde es nicht seyn
 diesen ungebetenen Gast wieder los
 zu werden und daraus zu vertreiben
 und bey dieser Gelegenheit dürfte
 der Feind wohl wenig Rücksicht
 auf die schönen Palläste und Häu-
 ser der Vorstädte und der Stadt neh-
 men.

men. Die Erfahrung des siebenjährigen Krieges hat es mehr als einmal gelehret, wie wichtig der Besiz von Dresden ist, und ich bin fast überzeugt, daß, wenn Dresden 1756. sich in dem jetzigen Vertheidigungsstande befunden und unsere Armee sich hineingeworfen hätte, anstatt das Hungerlager bey Pirna zu beziehen, dieselbe jenes traurige Loos gewiß nicht gehabt haben würde, und, daß dem großen Friedrich, der ohnedem in freyen Felde immer glücklicher war, als vor einer Festung, gleich Anfangs die größten Schwürigkeiten würden gemacht worden seyn, weil er Dresden mit einer Armee besetzt, nicht in Rücken lassen und nach Böhmen hätte gehen können.

Auf der 272ten Seite im 7den Stück im Julio erscheint der Verfasser auf der Parade in Dresden und macht seine Beobachtung über das Chursächsische Militär.
Diese

Diese einzige Beobachtung ist ihm schon hinreichend um über dasselbe in allen Stücken zu urtheilen. Er weiß alle Fehler und Gebrechen desselben, er kennt den Werth unserer Generals, ihm ist unsere Subordination, die innere Einrichtung unserer Armee, unsere Werbeanstalten, kurz das ganze Sächsische Kriegswesen völlig bekannt, aber eben so schnell und unrichtig er in Vorbesuchen die Festungswerke in der Neustadt beobachtet hat, eben so schnell und unrichtig sind auch diese Beobachtungen auf der Parade.

Mit was für einen beleidigenden Ton und mit welchem Nationalstolz vergleicht er die Preussische und Sächsische Infanterie! „von dem kriegerischen Geiste,“ (sagt er) „der in Berlin, auch in den kleinsten Umständen so sichtbar ist,“ „findet man hier nicht die mindeste Spur.“

E 2

„Man

„Man stelle einen Sächsischen und einen
 „Preussischen Officier, einen Sächsischen
 „und Preussischen Gemeinen, eine Säch-
 „sische und eine Preussische Wachtparade
 „zusammen und man wird erstaunen.,,
 Wenn der Verfasser zu Constantinopel
 oder Peking die türkischen oder chinesischen
 Soldaten mit den vortreflichen Preussi-
 schen Truppen verglichen hätte, könnte
 er wahrhaftig über den Unterschied zwis-
 schen denenselben nicht mehr erstaunen.
 Im Jahr 1778. hätte er die Vergleich-
 ung in der That anstellen können. Denn
 die Preussische Parade stand auf dem Neu-
 markt hinter der Sächsischen, welche auf
 dem Judenhof ihren Paradeplatz hatte.
 Die ältesten und würdigsten Preussischen
 Officiers aber erstaunten über den Unters-
 chied, der sich zwischen beyderley Trup-
 pen befand, keinesweges; sie bewunder-
 ten vielmehr unser junges schönes Volk,
 unsere

unsere Richtung, unsere Dressur und unsere Accurateze im Dienst und lobten unsere blendende wohl anständige und auf die Conservation des Mannes gut eingeeichtete Ausrüstung, unsere schöne Feldmusik, ja so gar unsern cadancirten Marsch. Beyderseits Truppen begegneten einander mit der größten Achtung und vertrugen sich aufs allerbeste mit einander.

Der Herr Herausgeber hat selbst das beleidigende dieser angestellten Vergleichung gefühlt und sucht das Harte derselben in etwas durch die unter die 272ste Seite gemachte Note zu mildern. Er sagt: „Hoffentlich bedarf die Freymüthigkeit unsers Reisenden keine Entschuldigung. Es wäre unbillig, zu ver-
 „sehen daß er nicht tadeln, sondern nur
 „sagen will, wie er die Sachen gesehen,
 C 3 „daß

„daß er über dieß ein Preuße und, was
 „das schlimmste ein Hypochondrist ist.“ Es
 wird dem Herrn Herausgeber schwer wer-
 den zu beweisen, daß der Verfasser nicht
 hat tadeln wollen, da er sich auch über
 viele andere Sachen aufhält, welche er
 gewiß nicht gesehen hat. Daß der Ver-
 fasser ein Hypochondrist und ein Preuße
 ist, entschuldigt ihn zwar in etwas, denn
 er schrieb an einen guten Freund; Aber
 eben dieses macht den Herrn Herausgeber
 desto strafbarer, besonders, da er den
 Ungrund mancher Behauptung des Ver-
 fassers selbst einsehen muß.

Solte eine solche Entschuldigung gül-
 tig seyn, so könnte man ja alles in der
 Welt, es möchte noch so unwahr, noch
 so unschicklich, noch so beleidigend seyn,
 durch den Druck bekannt machen: Man
 darf ja nur die gemachte Note des Herrn
 Her,

Herausgebers von Wort zu Wort drunter sehen. Nicht der Verfasser, sondern der Herr Herausgeber dieser Briefe hat Entschuldigung über die Bekanntmachung derselben nöthig und verdiente von der ganzen Sächsischen Nation dafür angesehen zu werden, weil ohne ihn der Character derselben nicht gebrandmarkt und ihr Militär vor der Welt lächerlich gemacht worden wäre.

Man verzeihe mir, daß ich über den Eifer für die Ehre meiner Nation mich von meinem Entzwecke habe ableiten lassen. Man vergebe mir, wenn mir hie und da ein etwas harter Ausdruck entwischen sollte und vergeße nie, daß ich ein Sachse und ein Soldat bin.

Auf alle Fälle ist diese Vergleichung zu übertrieben, als daß man nicht darüber aufgebracht werden sollte. Von allen

den würdigen und gelehrten Generalen, Stabs- und Oberofficiren, deren die Preussische Armee so viele aufweisen kann, sollte kein einziger die lächerlichen Fehler, welche bey unserer Armee seyn sollen, der Welt bekannt gemacht haben, da sie uns doch 1778. im Felde und in Garnison so genau haben kennen gelernt? Sollten dieses einen Hypochondrischen Reisenden, der, wie es mir sehr wahrscheinlich ist, nicht einmal von Militär und erst 6. Jahr nachher nach Dresden kommt, überlassen haben.

Man lese ferner und man wird sich über die Mühe verwundern, welche sich der Verfasser giebt alles Sächsische lächerlich zu machen, das Preussische aber herauszustreichen. „Das Donnern der Preussischen Trommeln und der heifere Klang der kleinen Sächsischen, die den Tact mit der Music halten, der hüpf-

„Hüpfende Marsch eines Sächsischen Re-
 „giments und der feste Erderschütternde
 „eines Preussischen, der sogenannte Re-
 „giments: Tambur, der mit seinen be-
 „trottelten Staab vor der Sächsischen Pa-
 „rade hertanzet und der alte Major der
 „vor der Preussischen, den Mars im Ge-
 „sichte und im Herzen, ehrwürdig voran-
 „reitet — sind eben so viel Beweise, daß
 „Preußen ein kriegerischer Staat, Sachs-
 „sen aber keiner ist.“ Man muß lachen
 über die Bändigkeit dieses Beweises. Al-
 le diese Sachen beweisen davon nicht das
 geringste, sondern nur bloß daß der Ver-
 faßer keine Logik versteht.

Wenn es dem Könige einfiel anstatt
 des betäubenden Geräusches, welches die
 Preußen bey ihren Marsche machen, ei-
 nen andern Marsch einzuführen, dem ehr-
 würdigen Major und dem Regiments-

Tambur (denn auch die Preußen haben einen) einen andern Platz anzuweisen, würde, dieser Veränderung wegen, Preußen wohl ein weniger kriegerischer Staat seyn? Man erlaube mir nun eine genauere Untersuchung der Beobachtungen des Verfassers und ich hoffe meine Leser zu überzeugen, daß dasjenige, was der Verfasser lächerlich zu machen sucht, nichts weniger als lächerlich ist, sondern, sogar für den Kriegsgebrauch anderer Truppen manchmal Vorzüge hat.

Die erstaunlichen großen Trommeln der Preußen, welche gleichwohl nicht allemal einen durchdringenden und schmetternden Ton haben, verhindern den Tambur im Marsch, weswegen solcher auch niemals Fuß hält, sondern, wie ich öfters gesehen habe, bald rechts, bald links stolpert; und da er hinter den Officier des

bes Zuges und nur 2 Schritte vor den ersten Gliede seinen angewiesenen Posten hat, so verhindert er mit seiner großen Trommel auch die Soldaten im Marsche. Dieses macht auf das Auge eines Sächsischen Officiers gewiß auch keinen guten Eindruck.

Der donnernde Marsch der Preußen ist zwar als ein Bruit de guerre vortreflich ausgesucht und, wenn anders ein leeres Getöse auf das Herz braver Soldaten einen Eindruck zu machen fähig ist, so ist es gewiß dieses, besonders wenn es in ganzen Linien und Colonnen wie ein Gewitter auf und nieder gehet.

Aber heut zu Tage entscheidet nicht der Donner der Trommel, sondern der Donner der Kanonen und des kleinen Gewehrs, die Schlacht. Das furchtbare Getöse, welches die Preußen ihren
Marsch

Marsch nennen, muß ja auch öfters den Officier und gemeinen Mann betäuben und sie verhindern die Stimme ihres Brigadiers oder Bataillons: Commendanten zu hören: Denn hier ist der Regiments Tambur nicht im Stande, wie bey unsern Truppen, auf den Wink des Majors, durch eine kleine Bewegung seines Stocks, Music und Tamburs sogleich zum Stillschweigen zu bringen. Bey denen Sachsen ist die Music und sämtliche Tamburs, wenn sie en Paradé, stehn, à la Tete, in der Chargirung aber hinter der Front. Unser Marsch ist folgendergestalt eingerichtet, daß auf den linken Fuß des Mannes allemal ein starker Schlag zu hören ist und dieser Schlag ist der Takt der Music. Unsern Leuten wird dadurch beständig ein gleicher Takt in Kopf und Füße gebracht und dieser wird ihnen so mechanisch, daß sie viele tausend Schritte auch ohne Spiel,

avan:

avanciren können, ohne den Fuß zu vers-
 lieren; Geschiehet aber solches ja durch
 ein Hinderniß oder durch eine Bewegung
 in wählenden Marsch, so sind einige
 Schläge aufs Spiel, welche der Batail-
 lons Commendant sogleich geben läßt,
 schon hinreichend das Bataillon in der
 größten Geschwindigkeit wieder in einers-
 ley Fuß zu bringen: Der Preussische
 Marsch hingegen kann, weil er ohne als-
 le Cadance ist, niemals als eine Hülfe
 bey den Marsch gebraucht werden. Ich
 billige unterdeßen den außerordentlichen
 und öfters prächtigen Auspuß des Regi-
 ments Lamburs keinesweges, und, wenn
 solcher, anstatt einen männlichen kriegeris-
 schen Schritt zu gehen, allerhand Krimas-
 sen macht, so ist solcher einen Harlequin
 ähnlicher als einen Soldaten: Der Vers-
 faßer irret sich aber sehr, wenn er glaube
 daß die Sachsen hüpfen, oder, daß das
 starke

starke Aufstampffen der Preußen, wodurch sie, wie er vorgiebt die Erde erschüttern sollen, von Nutzen sey; denn der Soldat würde dadurch in der ersten halben Stunde ermüdet. Der Preussische und Sächsische Marsch sind von einerley Größe und Geschwindigkeit. Beyde Truppen machen in einer Minute 75 Schritt; Stampfen und Hüpfen aber ist bey beyden verboten.

In seinem Eifer über den betrotteltsten Regiments Tambur hat der Verfasser unsern Major von der Parade, der eben so, wie der Preussische, den Mars im Gesichte und im Herzen hat, aber auch Menschenliebe besitzt, ganz gewiß übersehen: So bald er den Platz Major die Parade übergeben, steigt er vom Pferde und gehet vor der Parade her.

Wie der Verfasser behaupten kann, daß Sachsen in keinen Verracht ein kriegeri-

gerischer Staat sey, ist mir unbegreiflich: Denn wohl seit langer Zeit ist Sachsen in keiner solchen Verfassung gewesen. Unserer bey nahe 30000 Mann starken Armee fehlt es an gar nichts und sie kann mit leichter Mühe und in kurzer Zeit auf 40. bis 50000 Mann verstärkt werden. Geld ist auf einige Campagnen gewiß vorräthig und der Credit unsers Landes ist gegenwärtig so beschaffen, daß es uns auch nicht so bald in einem langwierigen Kriege fehlen würde. Die weiße Farbe unserer Montur scheint dem Verfasser nicht männlich genug. „Ein Sächsisches Regiment (spricht er) verliert sich in der Ferne, wie ein Nebel, aber ein Preussisches steht da, wie ein schwarzer dicker Wald.“

Es hat hierinnen ein jeder seinen eigenen Geschmack: dem einen gefällt blau, dem andern grün, dem dritten roth, dem viers

vierten weiß. Die letztere Farbe ist auch auf alle Fälle am dauerhaftesten, und ob sie gleich am ersten schmutzt, so läßt sie sich auch am besten putzen. Man laße einem Preussischen Regimente ihre blauen Röcke so lange tragen, als die Sachsen ihre weißen tragen müssen und dann vergleiche man sie mit einander, so wird man vom Vorzug der weißen Farbe überzeugt werden. Sie war auch die Farbe der tapfern Römer, und das waren doch wohl Männer? und noch jezo sind alle Leibfahnen fast bey allen Truppen weiß.

Ferner behauptet der Verfasser: die Sächsischen Evolutionen und Exercitien hätten nicht das feste und rasche der Preussischen, die Köpfe unserer Leute wären unterm Gewehr nicht ruhig, die Füße wären nicht unbeweglich, die Kunst der Mischung wäre nur ein Schatten bey den Sachsen. Was der Verfasser von der Ruhe unse-

unserer Leute sagt, mag wohl davon her-
 rühren, daß er, so wie ihm überhaupt
 viele militärische Gebräuche unbekannt
 scheinen, den Unterschied, wenn der Mann
 scharf geschultert, oder das Gewehr im
 Arm hat, nicht kennt: In letztem Falle
 ist es unsern Leuten erlaubt sich zu rühren
 und die vorhero angespannten Nerven
 wieder los zu machen, auch wohl mit sei-
 nen Nebenmanne sachte zu reden. Dies
 findet hingegen, auch zu der Zeit,
 wenn sich der Mann erhohlen soll, bey
 den Preußen niemals statt, damit der ge-
 meine Mann keine Gelegenheit hat, mit
 seinen Neben: Vorder: und Hinterleuten
 ein Complot zur Desertion zu machen.
 Uebrigens weiß jeder Rekrute bey uns
 schon den ersten Tag, daß Ruhe und
 Aufmerksamkeit die Seele von ganzen Ex-
 erciren ist, und daß unter scharf ge-
 schulterten Gewehr sich kein Glied des
 Leibes rühren darf.

D

„Die

„Die Sächsischen Soldaten (fährt er fort) sind im Durchschnitt um einen „Kopf kleiner als die Preussischen.“ Wenn hier nicht, wie ich fast vermüthe, ein Druckfehler ist, und man, statt Kopf, Zoll, lesen muß, so sieht man offenbar, daß uns der Verfasser gar zu gerne zu Pygmenen die Preußen aber zu Patagoniern machen will. Der Verfasser muß nicht wissen, daß ein Kopf in der Größe schon einen sehr großen Unterschied macht. Es ist wahr, die Preußen haben ganz vorzüglich große Regimenter und unter diesen zeichnen sich vorzüglich das Herzog von Braunschweigische und das ehemalige Herzog von Beverische Regiment durch ihre Schönheit aus; die mehresten Fußelien Regimenter aber und sogar ihre Grenadiers übertreffen uns an Größe keinesweges: Ich gebe aber zu, daß die Preussische Adjustirung den Soldaten, dem Ansehen

sehen nach, größer macht, als die Säch-
sische.

Ein etwas größerer Huth, der nur
auf den Wirbel steht, ein sehr kurzer Rock
und kurze Weste, welche den ganzen
Schenkel des Mannes frey lassen, giebt
ihm freylich ein etwas größeres Ansehen;
Unsere Mentur aber ist mehr auf die
Conservation des Mannes eingerichtet und
in diesem Stücke behält sie allemal für
der Preussischen, welche weder für Nässe
noch Kälte schützt, einen großen Vorzug.

Daher kam es auch, daß die Preus-
sen in der Campagne von 1778 an einer
Krankheit, welche in Sächsischen Lager
kaum bekannt war, nemlich die Ruhr,
so größtentheils von Erkältung herrührt,
viele 1000. Mann verlohren. Das
Preussische Maas 5 Fuß und 5 Zoll trift
übrigens mit dem unsrigen, welches 3

Leipziger Ellen oder 72. Zoll sind, vöf-
lig überein.

In der Kunst zu Manövriren wol-
len wir den Herren Preußen bis jetzt den
Vorzug noch nicht streitig machen. Sie
haben darzu mehrere Gelegenheit als
wir, sie stehen zu ganzen und mehreren
Bataillons in Garnisons zusammen, die
gemeine Mannschaft geht höchstens nur
zur Hälfte auf Urlaub; folglich behält
jeder Regiments Commandant zu allen
Zeiten die zum Manövriren erforderliche
Mannschaft, welches bey uns nicht statt
findet. Desto fleißiger manövriren wir
in unsern jährlichen Lägern und campiren
mehrentheils 14. Tage, da die Preußis-
schen Lagers hingegen nur 3. Tage dau-
ren. Wenn bey Manövrès Fehler vor-
gefallen sind, welches jedoch selten ge-
schiehet, so werden solche gewiß bemer-
ket und geahndet. Vielleicht ist auch
dieses

dieses noch ein Mangel bey unsern Maaßobres, daß mancher Staabsofficier in der Richtung zu gewissenhaft ist und einen vorgefallenen Fehler an statt solchen in der Geschwindigkeit zu verbessern, durch einen unzeitigen Lermen dem Auge des Zuschauers entdeckt, der selbigen vielleicht sonst nicht gewahr worden wäre.

So wie der Verfasser uns fast zu Zwergen macht, so will er uns auch zu Kindern machen: denn er sagt: „Aber sie sind auch im ganzen genommen um 15 Jahr jünger als die Preussen. Einen alten Graubart, deren es unter der Preussischen Armee unzählige giebt, würde man hier vergebens suchen. Wie selten hier solche unverwüßliche Krieger sind, können Sie zum Theil daraus abnehmen, daß hier einem alten Unterofficier, der 40 Jahr gedienet hat, ein

„Festin gegeben wurde, an welchen Ges
 „nerals zugegen waren und Carmina ab
 „gelesen wurden.“ Um seinen zügellosen
 Wiß anzubringen entreißt der Verfasser
 dem ehrlichen und creuzbraven Sergeant
 Winkler, welcher meines Wißens noch die
 - net, gleich den 5ten Theil seiner Dienstzeit.
 Hat man wohl jemals von einem 40 jäh
 rigen Jubiläum gehört? Funfzig Jahr
 waren es, und diese Dienstzeit ist auch in
 des großen Friedrichs großen Armee sel
 ten. Hat denn aber ein Preuße, der
 50 Jahr in einer Festung eingesperrt ge
 wesen und niemals eine Capitulation ge
 habt, das nehmliche Verdienst, als der
 freye Sachse, der alle Stunden davon
 gehen und nach Endigung seiner ersten
 Capitulation alle Jahre seinen Abschied
 erhalten konnte? Ich glaube nicht, daß
 das jemand behaupten wird. Der Ser
 geant Winkler konnte schon vor 20 Jah
 ren

ren mit 36. oder 40 Thlr. jährlicher Pension sich zur Ruhe setzen. Aus Liebe zu seinen Landesherren und aus wahren edlen Patriotismus that er es nicht, sondern will in dem Dienste des Vaterlandes sterben. Ist nicht ein solcher Mann in allen Armeen selten, zumal, wenn er in einer so langen Dienstzeit sich nicht das geringste vorzuwerffen hat? verdiente dieser Mann nicht die Ehre, mit welcher man ihn so unvermuthet überraschte?

Ich glaube nicht, daß man wohlthut, wenn man unter der Gemeinen Mannschafft Leute, welche das 50. Jahr passiret und durch erlittene Fatiquen und Blessuren entkräftet sind, mit ins Feld bringt. Gleichwohl sind dergleichen Leute in der Preussl. Armee, wie der Verfasser selbst gestehet, nicht selten. Für einen alten gutgedienten Soldaten habe ich allemal die größte

Achtung, aber man wird mich nicht überreden können, daß solcher im Felde von großen Nutzen sey. Bey einem forcirten Marsch vermehren sie die Anzahl der Maroden und bey einem schleunigen Rückzuge die Anzahl der Gefangenen. Heute zu Tage gehören lauter junge rüstige Leute ins Feld, welche die erstaunlichen Marsche und die öfters beschwerlichen Manöuvres, worzu die Armeen einander wechselseitig nöthigen, auszuhalten im Stande sind. Die alten verdienten Soldaten aber können in der Garnison und Festung bey der Dressur der neuen Mannschaft von größern Nutzen seyn. Es ist auch billig, daß ein alter Mann in seinen alten Tagen von den Fatiquen der Campagne verschonet bleibt, und dieses ist das Loos unserer alten Krieger, sie werden entweder mit Pension versorgt oder, wenn sie in der Montur sterben wollen, so kommen

Kommen sie unter die Halbinvaliden Compagnien, welche zur Zeit des Krieges zusammen unsern unüberwindlichen Königstein bewachen.

Was der Verfasser von dem innern Zustande unserer Armee und besonders von unserer Subordination sagt, ist eine schändliche Unwarheit und ich möchte ihn fast selbst für den Erfinder derselben halten. Man überzeuge sich selbst durch folgende Periode davon "und nun die Subordination vollends. Junge Officiers werden, wenn sie mit gezogenen Degen vor der Front stehen, verspottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme zum Commando noch nicht vollbärtig ist. Alte Hauptleute werden, besonders ist dieses der Fall bey der Leib-Garde, öffentlich verlacht, wenn Johann Hagel unter der Muffete etwas lächerlich an ihnen findet." Bis hieher ist die ganze Stelle

D 5

vers

vermuthlich eine Erdichtung des Verfassers: Denn welches Militär kann ohne Subordination bestehen, und wie kann die geringste Subordination statt finden, wo der Gemeine für seinen Officier so wenig Respect hegte, daß er ihm ins Gesicht lachen dürfte. Würde nicht ein jeder Officier einen solchen unverschämten Kerl auf der Stelle gleich auf das empfindlichste züchtigen? Wie der Verfasser von einem so vortreflichen Corps Officiers, als bey unserer Leibgarde ist, solche Ungereimtheiten statt finden läßt, kann ich nicht erklären, es müßte denn seyn, daß er sich für den Schreck, welchen ihm die Post auf der Brücke, die, seiner Beschreibung nach, von der Leibgarde gewesen seyn muß, gemacht hat, an den ganzen Regimente rächen will. Das folgende, was der Verfasser sagt scheint von der Unwissenheit deselben in unsern Kriegs-

Kriegsgebräuchen herzurühren. „Kein
 „Gemeiner von der Leibgarde zieht den
 „Huth vor einen Officier von einem Feldre-
 „gimente und der Artillerie; Kein gemei-
 „ner Artillerist vor einen Officier von der
 „Garde, ein reitender Trabant gehet vor
 „allen Officiers, die nicht von seinem Regi-
 „mente sind, vorbei, sieht sie an und
 „zieht den Huth nicht. „Wenn der Sol-
 dat bey uns im Dienst ist und Patronasche
 oder Bandelier um hat, so zieht er auch
 sogar vor dem Churfürsten den Huth
 nicht, weil derselbe im Dienst allemal an-
 gebunden seyn soll. Dieses hat der Verfasser
 nicht gewußt. Hat er nun Leute mit der Pa-
 trontasche oder Bandelier für Officiers
 vorbei gehen sehen, ohne daß sie den
 Huth abgenommen, so schließt er gleich
 daraus auf einen Mangel an Respect des
 gemeinen Mannes gegen den Officier.
 Die Cavalleristen aber nehmen den Huth,
 weil

weil solcher zu groß oder mit einem eisernen Casquet beschwehret ist, niemals ab, sondern greiffen nur an denselben und sehen zugleich denjenigen an, welchen sie die Hounour erzeugen. Auf diese Art muß man es erklären, wenn die reitenden Trabanten für alle Officiers vorbey gehen, sie ansehen und den Huth nicht abnehmen. Denn da der Verfasser alles nur halb zu sehen pfleget, so hat er auch diesmal nicht bemerkt, daß der Trabant die eine Hand an Huth gelegt hatte.

Der Verfasser vergleicht nun die Preussische und Sächsische Art der Werbung mit einander und will uns schon im Voraus durch den Ausruf: „Man komme nach Preussen und sehe!“ für die erstere einnehmen. Die Preussische Werbeeinrichtung ist auch wirklich nicht zu tadeln und gründet sich auf das Rechte
der

der Natur, nach welchem jeder Untertan verbunden ist das seinige zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen: Aber unmöglich kann ich glauben, daß das wahr ist, was der Verfasser in der Folge sagt, nemlich: „hat der Rekrut „Geld genug, so steht ihm der Abschied „zu Diensten, kann oder will er aber „nicht, so muß er schultern. Jedes Regiment hat seinen eigenen Canton und „die junge Mannschafft, die in selbigem „geböhren wird, ausgenommen, was „klein und verwachsen ist, gehört dem „Regimente dem Leibe nach erb- und eigenthümlich zu und kann auch von demselben für Geld an andere Regimenter veräußert oder gegen andere vertauschet werden.“ Das wäre ja ein ordentlicher Menschenhandel! Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein solcher bey der vortreflichen Preussischen Kriegsverfassung statt finden könne.

Wie

Wie erniedrigend müßte nicht der Gedanke für einen rechtschaffenen braven Kerl allezeit seyn, für 10 oder 20 rthlr. an andere Regimenter, wie ein Stück Vieh verhandelt worden zu seyn. Wie sehr muß es einen solchen Mann verdrüß fen, daß er blos aus Eigennuß anderer, des Vortheils, welchen ihm seine nahe Heymath und seine Anverwandten erwarteten ließen beraubt worden ist. Wie sehr würde nicht auch der Dienst darbey leiden, wenn die Erlaubniß den Recruten für Geld wieder los zu lassen, statt fände. Ich halte daher die ganze Sache abermals für eine Erdichtung des Verfassers.

Auch darinnen irret der Verfasser, daß er nur denen Regimentern Werbegelder vom Könige erhalten läßt, welche keine Cantons haben. Auch die andern Regis

Regimenter bekommen dergleichen obgleich nicht so viel und müssen zur Helfte aus Ausländern bestehen. Der Unterschied eines Regiments, das seinen eigenen und das keinen Canton hat, bestehet also darinnen, daß letztere, wie der Verfasser selbst sagt, aus Franzosen, Kaiserlichen, Spanier, Holländer, Siegenern, Polen, Türcken und Tartarn (die beyden letztern hätten können süglich wegbleiben) ganz, erstere aber halb aus solchen Leuten bestehen.

Von der Sächsischen Art zu werben hat sich der Verfasser gleichfalls nicht gründlich unterrichten lassen. „In Sachsen ist es ganz anders (spricht er) hier wird fast alles mit Gewalt geworben. „Will ein Bauerpursche nicht Soldat werden, so nimmt er die erste beste Holzart und erwartet in dieser Positur den Corporal und sein Gefolge, die ihn abholen

„holen wollen. Greift man ihn an, so wehrt er sich seiner Haut und selten geht eine Werbung ohne Blut ab.“ Es ist ganz ungegründet, daß alles bey uns mit Gewalt erworben wird. Die freywilligen Rekruten sind nicht so gar selten, als man vielleicht glaubt. Die menschenfreundliche Art mit welcher man schon seit langer Zeit in unserm Dienst den gemeinen Soldaten behandelt und die edle Freyheit, die er genießt, frey herum zu gehen wohin er will, wenn er nicht im Dienst ist, hat es schon dahin gebracht, daß mancher Vater seinen Sohn und mancher Soldat seinen Bruder oder Vetter freywillig bey das Regiment gebracht hat. Die ganz freywilligen Rekruten werden zwar immer nicht häufig kommen, so lange der Soldat nicht besser bezahlet wird und so lange ein gesunder starker Mann von der Helfste desjenigen leben muß, was ein jeder Tages

167

Köhner täglich verdienen kann. Unsere Leute
 leiden deswegen zwar keine Noth; Denn da der größte Theil von ihnen auf
 Urlaub gehet und sie nicht zu vielen hun-
 derten und tausenden in einer Garnison
 zusammen gesperrt sind; so findet jeder,
 wenn er Lust hat zu arbeiten, in denen
 3 Tagen, die er von der Wacht frey hat,
 allezeit Gelegenheit etwas zu verdienen.

Die schon seit vielen Jahren bey
 uns gemachte Verbeeinrichtung scheint
 der Verfasser noch gar nicht zu wissen;
 dahero er solchen lächerlichen Erzählun-
 gen Glauben beymißet. Auch bey uns
 hat jedes Regiment seinen eigenen Can-
 ton, dem Capitaine allein aber ist es
 überlassen für die Completirung seiner
 Compagnie zu sorgen. Er bestrebt sich
 daher durch seine Unterofficiers und Be-
 urlaubten von solchen Purschen Nachricht
 zu erhalten, welche nach dem Werbes-
 E man:

mandate zum Militärstand gezogen werden sollen: so bald er dergleichen bekommen hat, fertiget er eine Requisition und übergiebt selbige dem Regiments-Commandanten, welcher dieselbe der Gerichts-Obriegkeit des Requisten zuschickt. Sind nun die Nachrichten und die Angabe des Capitäns gegründet, so bekommt der Capitain eine Assignation auf den requirten Mann und nun kann er solchen ohne weitere Hinderniße holen lassen, wenn er will, ohne daß darbey Blut vergossen wird.

Ferner sagt der Verfasser: „dient
 „der Bauerpursche bey einem Landstande,
 „so ist er vor allen militärischen An-
 „fällen völlig sicher und sein Herr ver-
 „theidiget ihn mit dem Wort und That
 „wider den Landesherrn.“ Ich kann
 icht hierinne nicht ganz widersprechen:
 Denn

Dem die Landesstände und Ritterguthsbesitzer behaupten allerdings das Recht, daß diejenigen Leute, welche auf ihren Höfen dienen, von allen militärischen Ansprüchen frey seyn sollen. Mancher schöner Bauerjüngling, der nicht gerne Soldat werden will, nimmt also seine Zuflucht auf das Ritterguth und dienet daselbst für halben oder wohl gar ohne Lohn. Es sollte nicht schwer halten von denen auf den Rittergüthern dienenden Knechten eine Anzahl von 12 bis 15000 schönen und ansehnlichen Leuten auszuheben. Es mögen auch hier und da wohl welche unter denen Ritterguthsbesitzern seyn, welche, uneingedenk ihrer tapfern Vorfahren, die sich es zur Pflicht und Ehre machten zu allen Zeiten ihr Leben und ihr Vermögen in der Vertheidigung des Vaterlandes aufzuopfern, schon glauben genug gethan zu haben,

E 2

wenn

wenn sie jährlich etliche Thaler Mitterpferdsgelder erlegen. Auch giebt es vielleicht hier und da Civil Obrigkeiten, welche dem Militär nichts weniger als günstig und behüßlich sind und nur mit dem größten Widerwillen einen Purschen an das Militär überlassen. Ist der Requist vollends aus ihrer Freundschaft oder sie sind ihm sonst gewogen, so darf man gar nicht daran denken ihn zu bekommen, sie machen entweder hundert Entschuldigungen oder machen ihn in fraudem militiae sogleich ansäßig und, wenn sie dieses auch nicht im Stande sind, so lassen sie ihn gar auf eine gewisse Zeit sich entfernen. Dieses sind wohl Dinge die manchmal vorkommen und wodurch dem Militär mancher schöner Pursch entzogen wird. Man muß aber dieses nur nicht im allgemeinen behaupten wollen: Denn der größte Theil der
Guths

Guthesbesitzer so wohl als die Obrigkeit
 ten erfüllen ihre Pflicht nach den Befeh-
 len des Landesherrn in diesem Stück mit
 vielen Eifer. Sie sind den Regimen-
 tern zu hübschen Leuten behülflich, neh-
 men aber auch Rücksicht, daß durch die
 Anwerbung niemand außer Nahrung und
 außer Stand gesetzt wird, seine Abga-
 ben zu entrichten. Bis jetzt haben auch
 die Regimenter ihren jährlichen Abgang
 ersetzen und starke Augmentationes stellen
 können, obgleich der Ausnahmen bey-
 nahe so viel sind, daß uns im strengsten
 Verstande beynah gar nichts übrig blei-
 bet.

Der Verfasser hat also von der
 Sächsischen Armee folgendes gesagt, da-
 mit ich es kurz zusammen fasse: Die
 Sachsen bestehen aus unansehnlichen klei-
 nen übel ajustirten Leuten, sie haben kei-
 ne Richtung, keine Ruhe unterm Ge-
 wehr

wehr, keine Fertigkeit im Manövriren und keine Subordination, keine erfahrene Generals und der Landesherr selber bekümmert sich nicht um seine Armee. Ich hoffe den Ungrund dieser Behauptung deutlich dargethan zu haben und frage meine Leser, ob dergleichen falsche Urtheile von einer Armee nicht die größte Beleidigung für dieselbe sind? Nach allen diesen Beleidigungen will sich der Verfasser gleichwohl den Schein der Unparteilichkeit geben, indem er sagt, daß ihm 25000 Sachsen lieber wären als 60000 Preußen, welche auf den Werbeplässen zusammen geworben wären. Ich begreiffe nicht, was er damit sagen will. Was will er denn mit Leuten anfangen, die keine Richtung, keine Fertigkeit im Manövriren, keine Subordination, überhaupt keine Disciplin besitzen? Ein solcher Hauffe, wenn er auch noch so tapfer

pfer wäre, würde von einem lebenden Feinde bey der ersten Gelegenheit überflügelt, in die Flanke genommen und völlig geschlagen werden oder, wenn der Feind ihn selbst erwartet, werden sie in den ersten 1000 Schritten ihre Intervallen verlieren ihre Linien brechen und sich während des Avancirens einander selbst in eine solche Confusion bringen, daß sie schon halb geschlagen sind ehe sie mit dem Feinde handgemein werden. Ich überlasse es seinen eigenen Landesleuten ihn für das ungereimte Raisonnement, welches zugleich eine Beleidigung für sie selbst ist, zu bestrafen.

Der Verfasser erkühnet sich von den Fähigkeiten und den Talenten unserer Generals zu urtheilen. Hierzu aber gehört eine lange Dienstzeit und viel Erfahrung; daher dieses eine Sache ist,

die wenig Leute im Stande sind. Unsere Generals sind freylich nicht aus der Schule des großen Friedrichs; gleichwol sind auch die Preussischen Generals nicht lauter Müllendorfe und Bellinge: So viel ist gewiß, daß in jeder Armee vorzüglich geschickte Generals sich heut zu Tage befinden werden und dieses können wir auch ganz mit Recht von den unsrigen behaupten. Wir haben nicht nur Männer unter ihnen, die die beyden Hauptwissenschaften die Strategie und Tactic vollkommen besitzen, sondern auch vollkommene Ingenieurs und gute Artilleristen darbey sind; Auch haben sich welche durch vorzüglich gute Dispositionen dem Könige selbst im siebenjährigen Kriege bekann gemacht und seine Achtung erworben.

Den mächtigen Antrieb zur Tapferkeit, nemlich die Gegenwart des Königs:

genten, von dem Belohnung und Strafe abhängig, sind wir keines weges gänzlich beraubt, wie der Verfasser behauptet. Wir wissen zuverlässig, daß unser vorrefflicher Chur-Fürst von dem Militär-Wesen und der ganzen Kriegskunst die größten Kenntnisse hat und er giebt uns noch alle Jahre mehr Proben davon. In dem schon mehr erwähnten Lager bey Pillnitz 1782. wurden wir aufs deutlichste davon überzeugt. Der Chur-Fürst hielt in diesem Lager die Special Revue über jedes Regiment einzeln, lies jedes vor sich manövriren indem er die Manövrès selbst anbefahl. Er gab in diesem Lager Parole und Befehle in eigener hoher Person vor der Mitte des Lagers aus und visitirte, auch in der übelsten Witterung, zu unvermutheten Stunden die Feldwachten. Noch jezo ist er selbst Feldmarschall der Armee und kann ohne sein Wis-

ken nicht das geringste in der Armee vorgehen. Solte Ihm (der Himmel verhüte es) ein feindlicher Nachbar einmal nöthigen sich ins Feld zu begeben und sich an unsere Spitze zu stellen; So wird seine Gegenwart uns unüberwindlich machen und die Welt wird bald überzeugt werden, daß unser Friedrich neben seinen andern vortrefflichen Eigenschaften und Fähigkeiten auch diese besitzt, eine Armee zum Siege anzuführen. Hat denn aber ein großer Herr, der beynah zwey Millionen Menschen beherrscht, keine wichtigern Geschäfte, als beständig mit den Soldaten zu spielen, Wacht-Paraden selbst zu commandiren und Ronden zu thun? Gewiß ist seine Zeit zu edel darzu. Mich deucht es ist genung, wenn er keine Kosten scheuet seine Armee von Jahr zu Jahr respectabler zu machen, wenn er sucht geschickte und tapfere Officiers in seinen

seinem Dienst zu bilden und endlich, wenn er jährlich einmal nach siehet, wie seine Befehle vollzogen werden, und wie weit die Fähigkeiten der Staats-Officiers und die Geschicklichkeit der Regimenter auch in großen Manövers gehet. Dieses alles thut unser vortreflicher Chur-Fürst aufs genaueste und beste und wird, es auch thun so lange er lebt.

Nach allen diesen wird man nicht läugnen können, daß die Ausdrücke sehr unschicklich und beleidigend sind, wenn er von unserer Armee sagt: „und wird sie nicht von einer andern in die Mitte genommen, so vermag sie nichts, so brav auch die Sachsen sind.“ Ferner, wenn er unsere Exercier-Läger Lust Läger nennt und sagt, daß sie mit den Preussischen Lägern nichts gemein hätten, als daß beyde Armeen unter Zelten campirten

ten. Derjenige, welcher unsere Lager mit den Namen von Lustlagern belegt, mag freylich keinen Begriff von Exerciren und Manövriren haben. Ja! es giebt wohl Leute, welche in den Wahn stehen, daß wir blos zum Vergnügen der Zuschauer campiren müßten und in der Betrachtung mag der Name Lustlager wohl genommen werden. Jeder rechtschaffene Officier scheuet keine Witterung, keine Beschwerlichkeit, so bald es der Dienst erfordert, aber zur Lust und zu seinen Vergnügen thut er es wahrlich nicht, sonst müßte er nicht Mensch seyn und Empfindungen haben; Im Lager aber vergehet uns manchmal die Lust, wenn wir uns vor Hitze oder Kälte nicht zu lassen wissen, wenn wir vor Staub öfters die Aufschläge unserer Monturen nicht erkennen können. Zu Ende dieses Perioden sagt der Verfasser noch: „Aber die
 „Vers

„Preussischen Revién sind rigurosa exa-
 „mina bey deren Annäherung mancher
 „Chef ärger zittert als ein Candidat vor
 „den Consistorium.“ Der Verfasser macht
 hierdurch denen Preussischen Herren
 Staats-Officiers ganz und gar keine Wo-
 bes Erhebungen. Denn nur derjenige
 Chef zittert bey Annäherung der Revié,
 wenn er sich in seinem Betragen gegen
 seine Untergebene Nachlässigkeit oder Un-
 gerechtigkeit vorzuwerffen hat, oder, wenn
 er im Exerciren oder Manövirén nicht
 gewiß genung ist.

Endlich beschließt der Verfasser seine
 Beobachtung mit unserer Artillerie und
 Jagenieurs-Corps und diese haben das
 Glück seinen Beyfall zu erhalten. Wirk-
 lich sind auch in diesen beyden Corps ei-
 ne Anzahl geschickter Männer vereinigt,
 welche

welche man nur mit Mühe auch in der größten Armee zusammen bringen würde.

Von unserer vortrefflichen Cavallerie aber, welche in keinem Stücke der Preussischen etwas voraus gehen wird, sagt er nicht ein Wort. Vermuthlich weiß es der Verfasser nicht, daß der Churfürst 8 schöne Cavallerie Regimenten hat, welche zusammen über 5000 Mann ausmachen. Unsere Dragoner solten denen Preussen wohl noch aus den 7 jährigen Kriege erinnertlich seyn.

Der Militär Stand hat von je her das Schicksal gehabt, von Leuten allerley Standes und Profession beständig schief beurtheilet zu werden, weil die wenigsten Kenntniße genung davon haben darüber urtheilen zu können. Die mehresten

resten dieser Leute, wenn sie einigemal
auf der Parade gewesen sind und einige-
mal exerciren gesehen haben, glauben,
daß sie das Kriegs Handwerck nunmehr
verstünden. In dem jehigen Fall aber
möchte man wohl ausrufen: Merkur!
du Gott der Gelehrten, Kaufleute und
Diebe, was hast du mit den ehr-
lichen Söhnen des Mars zu
schaffen?

lassen dieser Leute, wenn sie einigmal
 auf der Straße gesehen sind und einigmal
 mal erwehren dürfen haben, sondern
 daß sie das Recht nicht werden unangenehm
 verhandeln. In dem letzten Fall aber
 möchte man wohl annehmen: Die Sache
 in dem der Gerechtigkeit, Sachweise und
 Dinge, was hat die mit dem eben

(faint text)

(faint text)

(faint text)

(faint text)



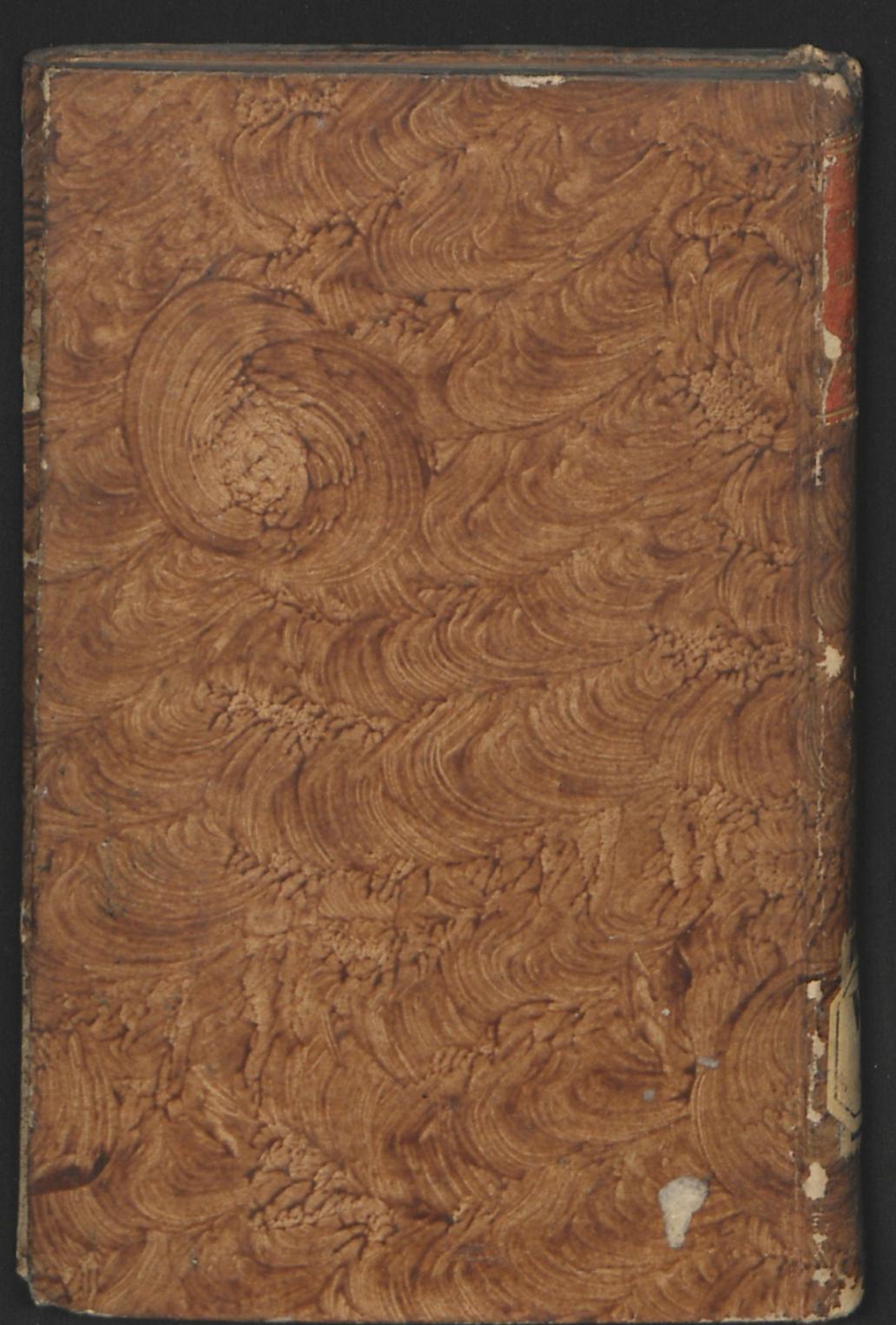
17
0
11
08
00
11
08

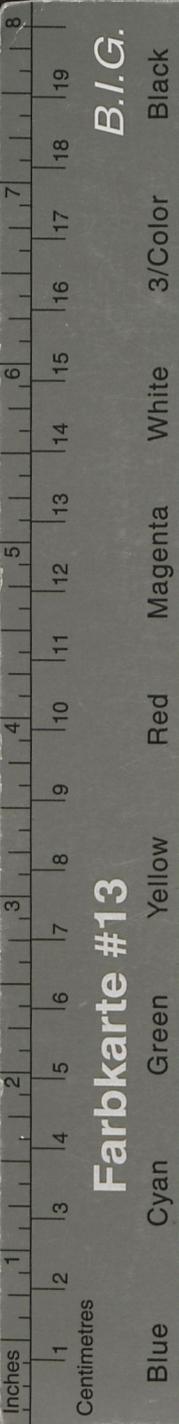


9/1
N^o 3098

(X 2569078)

W.C.





Farbkarte #13

B.I.G.

Widerlegung

der

im teutschen Merkur im Monat Junius
und Julius des 1785. Jahres
eingedructen

Beobachtungen eines Wanderers durch Deutschland

das

Sächsishe Kriegswesen betreffend.

von einem

Chursächsischen Infanterie Officier.*

Langensalza, 1787.

bey Johann Siegmund Zolling.

